

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-339625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339625)

Ueberlieferung, die Stadt, in der die Bürgerschaft sippenverwandt ist mit der Bauernschaft ringsum vom Feldberg bis zum Rhein, sie wäre nicht so volkslebendig, so bunt und strahlend und so eigen wie keine Stadt mehr im Reiche, wenn in ihren Strassen die Trachten fehlten. In der Altstadt wissen die Bäuerinnen ganz genau Bescheid, wo es den besten Sammet zum Mieder, Tuch zum Rock, Perlen und Filigrangarn zum Kollerstücken gibt, Schürzenzeuge und Trachtenseide, Schultertücher und Kopftücher und Blumensträssle für den Hut. Dort hat die Mutter und die Grossmutter schon gekauft. Wer in der Tracht hier einen Laden be-



(Aufnahmen: (6): Karl Müller)

Die zartesten Kronen tragen die Mädchen aus dem Elztal, über Haar und Stirn flattern lieblich viele bunte, kurze Seidenbänder

tritt, der ist sicher, dass er gut bedient wird; denn der Freiburger weiss genau, in der Tracht steckt stets etwas Solides, eine ehrenwerte Käuferin. Und wenn sie dann, beladen mit nützlichen Sachen, mit kleinem süssen »Krom« für die Kinder heimfahren oder auch stundenweit laufen, das Höllental hinauf oder mit dem Höhenauto ins Wiesental nach Todtnau oder Schönau, oder ins Elztal, ins Simonswäldertal, oder hinüber an den Kaiserstuhl,

so kehrt in allen Gesprächen wider: z'Friburg, z'Friburg!

In dieser Stadt, die Strom und Wald, Rhein und Schwarzwald im mächtigen Siedlungswillen erfasst, sind alle wie daheim. Ihre hunderttausend Einwohner und der Fremdenstrom aus aller Herren Länder, der ihre Strassen und Gassen Sommers füllt, reissen sie nicht los vom Lande, von ihrer Landschaft; denn Wälder rauschen hoch hinein und die Münsterglocken rufen zu sich her in Freundschaft alle dörflischen Glocken des »preislichen« Gaues.

Es ist der Geist, der hier im Land am Oberrhein grosse Musik macht, die das Volk bewegt und die den fremden Gast mit Zauber und Wundern bannt.

Zweimal Hans Thoma

Unter den Malschülern Hans Thomas befand sich auch der Erbe eines grossen Vermögens. Der junge Mann malte zu seinem Vergnügen und zeigte dabei mehr Eifer als Talent. Nach vielen Jahren traf man sich wieder. Der Maler, der Junggeselle geblieben war, lud Thoma ein, ihn einmal zu besuchen, um die im Laufe der Jahre entstandenen und gesammelten Bilder zu besichtigen.

Thoma kam auch, besichtigte die umfangreiche Sammlung und fragte im Laufe des Gesprächs: »Und wieviel Bilder haben Sie schätzungsweise verkauft?«

Der Maler war etwas erstaunt: »Verkauft? Nicht ein einziges! Ich habe mich nie darum bemüht, denn ich habe es ja nicht nötig. Alle meine Bilder werde ich einmal einer wohltätigen Stiftung vermachen. Können Sie mir hierzu nicht einen Rat geben?«

Thomas mimte ein höfliches Lächeln: »Aber gern! Stiften Sie Ihre Bilder doch einer Blindenanstalt.«

*

Hans Thoma war von einem ehemaligen Schüler zum Atelierbesuch eingeladen worden. Der Maler enthüllte ein Bild und sagte zu Thoma: »Es ist nach meiner Meinung das mir bisher gelungenste Werk, nur schwanke ich noch, wie ich das Bild nennen soll.«

Thoma betrachtete das Bild von allen Seiten und meinte dann: »Ja, warum wollen Sie es denn nicht ‚Rätsel‘ nennen?«

Rössliriti!

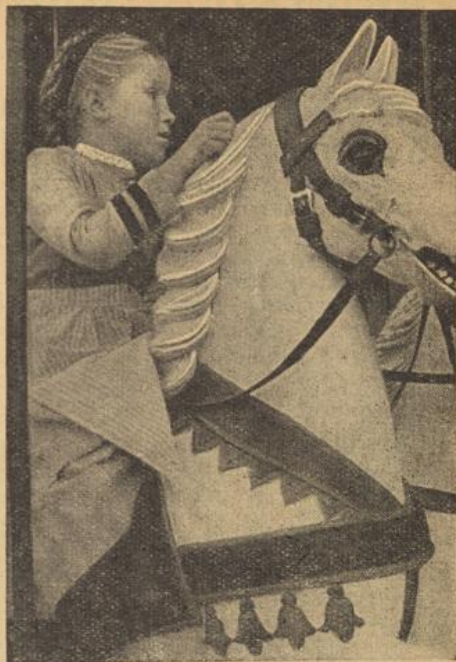
Die Orgel rollt, die Trommel bolzt,
Triangel schrillt inmitten.
Der Fahrtwind tollt im Flittergold,
so scharf wird heut geritten.

Und immer, schrumm, im Kreis herum!
Stolz wie ein Türk im Sattel!
Vor lauter Mumm beinahe stumm
und dumm vor Bubengrattel.

Das geht mit Braus kurvein, kurvaus.
das dreht sich gleich der Erde.
die Welt, potzdaus! sieht herrlich aus
vom Rücken unsrer Pferde!

Kein Graben, Leut, ist uns zu breit.
Wir nehmen jede Hürde.
Ach, dass die Rössliritti-Zeit
doch ewig dauern würde!

Denn, wenn es schellt, die Karre hält
und dann zerplatzt das Wunder.
Denn hat der Held kein Kilbi-Geld
muss er vom Gaul herunter!



Gottlob, noch ist es nicht soweit!
Hopp! Kohli, Scheck und Schimmel!
Ein Vorgalopp zur Seligkeit!
Wir sind im Bubenhimmel!

Oskar Wöhrl



Entdeckungsfahrten in Mülhausen

Heimatliche Plauderei von Oskar Wöhrle

Als Bub hat man ja keine Augen im Kopf, sondern bestenfalls Löcher. Wie blind stoffelt man durch die Welt. So sah ich denn beim ersten Mal, als ich aus meiner Sundgauecke nach Mülhausen kam, nichts, als gerade das, was mir buchstäblich in die Augen fiel, und das waren die hohen starrenden Fabrikamine.

Später, bei einer zweiten Fahrt, entdeckte ich das Denkmal der Arbeit. Das heisst, im Volksmund hiess es nicht so,



Geschäftiges Leben und Treiben herrscht in den Strassen der Stadt Mülhausen

sondern prosaisch und unmissverständlich »Schweissdissi«. Damals aber stand der eiserne Mann mit seiner Keule nicht wie heute im verniedlichenden Grün des Tivoligartens, von allen Seiten gedeckt gegen Sicht und Aergernisnehmer, nein, in jenen Jahren protzte er mit seinen Muskelpaketen auf offenem Platz vor dem Rathaus, dem er bald seine Seitenfront, bald seine Hinterfront zukehrte, je nachdem Schwarz oder Rot im Stadtrat die Mehrheit hatte.

Doch mögen Kunstsachverständige und Moralmelker gegen den Schweissdissi ein-

wenden, was sie wollen, mir jedenfalls, dem Vierzehnjährigen, imponierte er gewaltig.

Dieser Brustkasten! Wie ein Muhni von der Illferme.

Diese Zuhaumuskel! Wie ein Boxer, der zehn Weltmeisterschaften hinter sich hat.

Diese ehernen Waden und Schenkel! Wie ein Riese, der in einem Gewimmel von Zwergen steht.

Ich Sundgaubub trank mich voll seines Anblicks, fuhr begeistert heim und schwur, nicht Schiffsjunge zu werden, sondern Schwerathlet. Doch eine eiserne Keule hat mir das Leben nie in die Hand gedrückt. Leider.

Jahre später war mir der Schweissdissi nichts Neues mehr und liess mich daher kalt. Dafür machten mir die Mädchen warm, die ab und zu das Denkmal anschauten. Eine einzige davon gefiel mir in jener Zeit besser als hundert Schweissdissi. Kein Wunder, ich war damals zwanzigjährig, hatte »gespielt« und musste zu den Preussen, die aber bezeichnenderweise gar keine Preussen waren, sondern Badische, die Fusser 14. Und dieses Alter wird wohl an der dritten und für mich wichtigsten Entdeckung schuld gewesen sein, nämlich jener, dass, was die Töchter Evas anging, in der Sundgaumetropole eine anschauenswerte Nation zu Hause war.

Die Mülhauser jungen Mädchen hatten mehr Schick und Schiiff als anderswo. Die Nasen trugen sie höher. Und die Blicke, die sie schiessen konnten, waren eigentlich gar keine Blicke mehr, sondern eher bessere Lasso. In diesen Schlingen blieb mehr als nur ein Ochse hängen. Was schon aus den öfteren Zeitungsanzeigen hervorging: »Warne hiermit jedermann, meiner Frau Emerentia, geborene Soundso, auf meinen Namen Geld oder Kredit zu geben, da ich für nichts mehr aufkomme!«

Das war die letzte Erinnerung, die ich an Mülhausen im Herzen trug: die hübschen Mädchen und die weniger hübschen Zeitungsanzeigen.

Dann kam der Krieg. Das Leben schwemmte mich fort, und ich habe die Stadt 27 Jahre nicht wiedergesehen, obwohl ich kaum 27 Kilometer davon geboren bin.

27 Jahre sind eine lange Zeit. Eine alte Generation starb dahin inzwischen und

eine neue kam hoch. Aber auch Mülhausen selber wandelte sich. Begreiflich daher, dass ich beim Wiederkommen sozusagen eine neue Stadt entdeckte.

Wohl setzten noch immer die rauchenden Schloten ihre steinernen Ausrufezeichen in den Himmel, wohl wischte der eiserne Mann sich noch immer den Schweiß von der gesenkten Stirne, wohl waren die Mädchen in der Strasse zum Wilden Mann noch immer niedlich und anschauenswert und gaben den Haarkräuslern und Lippenstiftfabrikanten viel zu verdienen, und doch war alles anders geworden. Ein neuer Geist war in diese Stadt gekommen, und mit diesem neuen Geist Tempo, Herrschaften, Tempo! Mit Blauen-Montag-Sitten und Annodazumal-Idyllen ist es gründlich vorbei.

Das Mülhausen von heutzutage, unser Mülhausen also, schüttelt vor Betriebsamkeit.

Auf Schritt und Tritt entdeckte ich Neues.

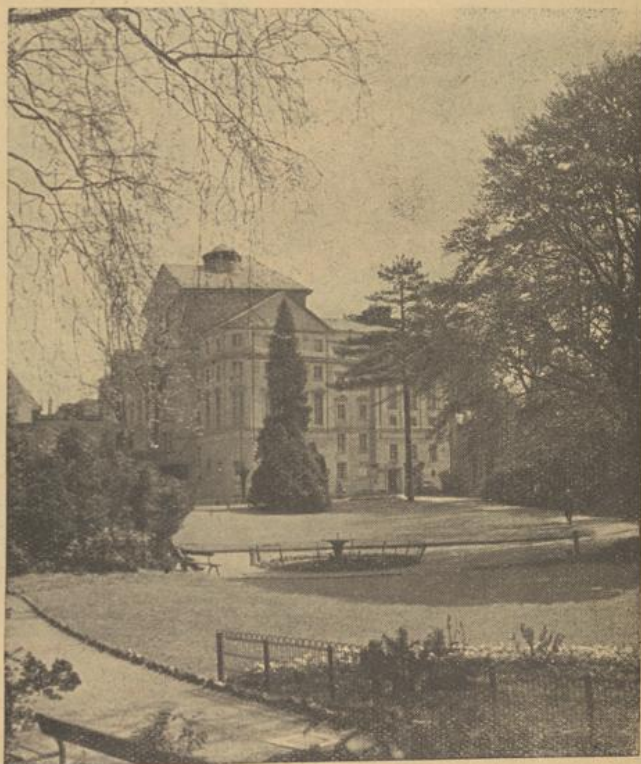
Schon beim Bahnhof fängt's an. Den Einheimischen scheint er zur Selbstverständlichkeit geworden, sie wenden kein Auge mehr hin. Wer aber noch die alte, verräucherzte Zigarrenkiste kannte, die vordem an dieser Stelle stand, vermag erst die ungeheure Wandlung zu ermessen. Nicht nur durch seine Einwohnerzahl ist Mülhausen zur Großstadt geworden, sondern in der Hauptsache durch seinen Bahnhof.

Die zweite grosse Entdeckung ist der Bahnhofsvorplatz. Gross, weitläufig, eine herrliche Grünanlage, der kein Mensch ansieht, dass sie den Kanal überdeckt. Wer zum Bahnhof hinaustritt, glaubt in einen Kurort zu kommen, so gesund und in lichten Farben prangt alles. Kein Gedanke an eine Fabrikstadt; dieser Eindruck kommt erst später, bei näherer Bekanntschaft.

Ein kleiner rascher Rundgang durch die Stadt, und schon präsentieren sich die Entdeckungen am laufenden Band: die

Kunsthalle, die Musikschule, das Stadthaus, das Theater, das, wenn es spielt, Abend für Abend bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Dann die grossen Warenhäuser, die geschmackvollen Schaufenster, die Wirtschaften und Weinstuben, die Kulturinstitute, die Museen, die Bibliotheken, die grossangelegten Schulen, die in der Welt einzige Schau bedruckter Stoffe.

Im Stadtkern zeigen noch einige Ge-

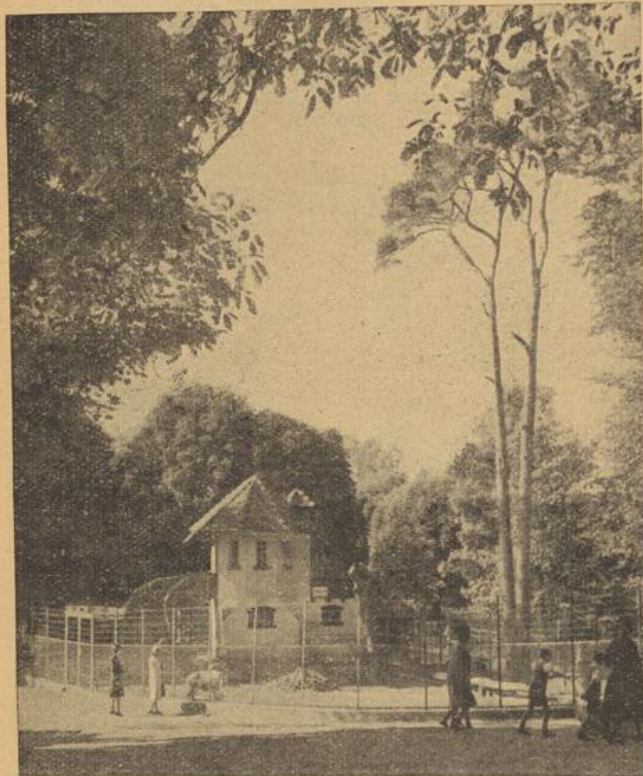


Schöne Parkanlagen befinden sich inmitten der Stadt
Blick aus dem Steinbachpark auf das Stadttheater

bäude die Patina des Mittelalters. Das Rathaus hat gute oberrheinische Formen. Wer die Freitreppe sieht, würde sich nicht wundern, wenn die Herren des Rates in Halskrausen und Perücken daherkämen. Aber, und das ist die erfreulichste Entdeckung: ausser dem Baulichen hat sich nichts Mittelalterliches gehalten; es wirken Menschen hier, allem Neuen aufgeschlossen, allem Zukunftsträchtigen zugewandt. Menschen, die gewillt sind, den Motor, der Mülhausen heisst, auf höchste Tourenzahl zu bringen. Der alte Zopf ist gründlich abgeschnitten, und wenn es je noch Halskrausen und Perücken gibt, dann höchstens im Museum, wo sie in der Abtel-

lung Kostümkunde ein beschauliches Dasein führen, zum Gruseln reizend oder zum Lachen.

Dann der weitläufige Tiergarten, und



Aufnahmen (3): Lossen

Ein idealer Erholungsort ist der herrliche Zoologische Garten auf dem Rebberg

auf dem Wege dorthin der Rebberg! Wo gibt es eine Stadt des Reiches, die eine derartige Fülle herrlicher Gärten hat? Sie allein wäre es wert, Mülhausens Ruf zu künden.

Und, als weitere Entdeckung: Mülhausen ist der naturgegebene Ausgangspunkt zu Wanderungen und Fahrten in die nahen Vogesen. Deutschlands heiligster Berg, der blutgetränkte Hartmannsweilerkopf, der herüberblaut, ist sozusagen Mülhausens Hausberg.

Die grösste und wichtigste Entdeckung aber ist, dass Mülhausen eine Zukunft hat wie keine andere Siedlung des oberrheinischen Raumes. Zum Beweis dessen will ich den Propheten spielen und verkünden, dass, wer in fünfzig Jahren kommt, mein Mülhausen überhaupt nicht mehr erkennen wird, so sehr hat es sich herausgemacht. Dann hat es sich ausgebreitet, wie

der Sonntagskirsch im Zuckerwürfel; dann ist es zu einem Stadtgebilde geworden, das mit seinen Wohnblocks und Einzelhäusern, mit seinen Fabriken und werktätigen

Unternehmungen eine vielmal so grosse Fläche wie heute einnimmt.

Und der Schweissdissi steht immer noch da, aber nicht mehr im Tivoli, sondern im Hof eines neuen, gewaltigen Rathauses, und dieses wird sich da erheben, wo heute noch die Betriebe der Dentsche lärmen. Und die Mädchen, die in der Wildemannstrasse flanieren, sind immer noch nett oder vielleicht noch netter, und Wein kann man trinken, soviel man will. Ueberhaupt, es wird ein Leben sein, an dem man sich freuen kann.

Nur ich, der ich dies alles vorausgesagt habe, habe nichts mehr von den Herrlichkeiten. Denn inzwischen bin ich — begraben worden. Vielleicht trägt dann die Strasse im Brunstätter Rebberg, drin ich gewohnt habe, den Namen Prophetenweg. Das wäre das sicherste Zeichen, dass ich tot bin.

Aber Mülhausen lebt und wird leben, solange noch die Vogesen stehn und solange noch die Ill fliesst und der Rhein.

Das köstliche Leben

Viktor von Scheffel, der trinkfrohe Dichter, rettete einmal einen Lebensmüden aus einem Nebenfluss des Rheins. Vorsichtig erkundigte er sich nach dem Grund des Lebensüberdresses, und als er erfuhr, dass der junge Mann aus enttäuschter Liebe gehandelt hatte, sprach Scheffel eindringlich auf ihn ein: »Sie sind doch noch so jung und haben vom Leben so viele köstliche Stunden zu erwarten! Ich will ihnen das gleich beweisen, kommen Sie mal mit — in die »Goldene Traube«, dort gibt es einen wahrhaft köstlichen Tropfen.«

Mülhausen

Die trutzig-alten Mauern sind verschwunden.
Jetzt hält ein Kranz von Schloten fest umfangen
Den riesigen Juwel mit starren Spangen.
Sirenen heulen bei Beginn der Arbeitsstunden.

Im Kerne steht das Rathaus mit der Doppeltreppe.
Der eine Wappenlöwe bleckt, der andre lacht.
So hält es der Mülhauser vor des Schicksals Macht;
Er hat die Knorrigkeit, den Witz der Rebe.

Die Prosa steht der Stadt geschrieben im Gesichte.
Die Fahrradklingeln setzen ihr Interpunktion.
Der Riesenatem der Agglomeration
Umweht der Altstadt heldische Geschichte.

J. Arbor.

Volkskunst im Oberelsass

Ihr Wert und ihre Leistung - Von Museumsdirektor Dr. Alb. Schröder

Mit der Rückführung des Elsasses in das Grossdeutsche Reich hat auch die Volkskunst gleich allen anderen heimatischen Kulturleistungen den Anschluss an den gesamtdeutschen Lebensraum wiedergefunden. Sie kann erneut im Zusammenhang mit den Leistungen anderer deutscher Gauen beurteilt und ihre aus stammlicher Gebundenheit erwachsene Besonderheit gewürdigt werden. Wie der Ablauf der Geschichte und die Denkmäler der grossen Kunst die vielfältigen Zusammenhänge zwischen beiden Ufern des Oberrheingebietes beweisen, so lassen dies auch die vielgestaltigen Gebiete der Volkskunde und Volkskunst erkennen. Es genügt, hierbei an die Bauweise des Bauernhauses oder an die Tracht zu erinnern; das Bauernhaus erscheint sogar geeignet, uns noch weiterzuführen in die innerdeutschen Bereiche bäuerlicher Gestaltungsform.

Zur Charakterisierung der elsässischen Volkskunst hat auch unser engeres heimatliches Gebiet aufschlussreiche Belege beigesteuert. Gerade der südlichste Teil des Oberelsasses, der Sundgau, liefert vielfältiges Material zur Frage: Wert und Leistung heimatlicher Volkskunst. Allerdings

muss vorweg bemerkt werden, dass hier im Gegensatz zu manchem anderen Volkstumsgebiet im Elsass die lebendige Tradition schon erloschen ist. Keine handwerkliche Werkstatt arbeitet mehr, der letzte Töpferofen ist längst erkaltet, keine farbenfrohe Tracht belebt mehr die Dorfstrasse und eigentlich ist es nur noch die äussere Erscheinung des Bauernhauses oder das Dorfbild insgesamt, das noch einen Eindruck von der Besonderheit bodenständiger Volkskunst vermitteln kann. Alles andere muss heute in Heimatmuseen oder bei mehr oder weniger verständnisvollen Bewahrern ererbten Kulturgutes aufgesucht werden. Und gerade in dieser Hinsicht verbleibt der Forschung noch reichlich zu tun. Zwar hat sich um die erste, 1923 von Polaczek gebotene Darstellung der Volkskunst im Elsass im Laufe der Zeit eine reiche Literatur gruppiert, doch stehen immer noch viele Fragen offen, von denen nicht wenige unser engeres heimatliches Gebiet und innerhalb der gesamten Themenstellung die Frage nach der handwerklichen Leistung und der künstlerischen und geistigen Formgebung als Ausdruck bodenständigen Gestaltens betreffen.

Ueberblicken wir die Volkskunst des Sundgaues insgesamt, so ist festzustellen, dass sie für fast alle Gestaltungsgebiete Proben ihres Könnens geliefert hat. Neben dem Bauernhaus selbst sind es vor allem die vielfältigen anderen Einzelheiten, die



Strahlenmadonna, Ende 18. Jahrhundert. Arbeit eines Sierenzer Töpfers (Stadtmuseum Mülhausen)

in ihrer Gesamtheit die Vielgestaltigkeit und damit zugleich die Besonderheit eines stammlich begrenzten Volkstumsgebietes ausmachen, die zahlreichen Geräte für Haus und Hof, dazu Möbel, Keramik, Glas und Tracht. Vor allem auf diesen bäuerlichen Hausrat wollen wir im folgenden unser Augenmerk richten.

Bei den Möbeln ist besonders der Schrank zu erwähnen. Hier treffen wir ausser dem bemalten Schrank noch eine

Sonderform an, die zwar mehr städtische Gestaltungsweise zeigt, diese jedoch so konsequent über mehrere Jahrzehnte behält, dass man durchaus von einem Mülhauser Schrank sprechen kann. Der Schrank hat erst verhältnismässig spät seinen Einzug in das Bauernhaus gehalten. Das altüberlieferte Möbelstück, das dem Bauern als Behältnis für Wäsche und Wertsachen diente, war die Truhe. Die Reihe der erhaltenen Schränke beginnt beim bemalten wie auch beim Blankholzmöbel eine strenge Rhythmik bis in die Zeit des Rokoko hinein; als Sonderformen der Gestaltung wären zu nennen das bürgerliche Eckbüffet und das »Känsterle« in der Tischecke der »Stube«.

Die Entwicklung einer Verarbeitung und Gestaltung von Keramik und Glas ist von naturgegebenen Voraussetzungen abhängig. Für Glasaufbereitung ist vor allem ein ausgedehntes Waldgebiet erforderlich; wir finden daher im Turtal in Wildenstein eine Glashütte, deren Geschichte im einzelnen noch erforscht werden muss. Ihre Erzeugnisse, die dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts angehören und sich in stattlicher Anzahl im Stadtmuseum zu Mülhausen befinden, lassen handwerklich gute Leistungen erkennen, denen auch ein gewisser eigener Stil nicht abzusprechen ist. Auch sonst muss die Glasherstellung in den Vogesen noch an weiteren Orten betrieben worden sein, denn wir begegnen in der Nähe des Hartmannsweilerkopfes einem »Glaserberg« und ein bei Rimbach gelegenes Anwesen wird als »Glashütte« bezeichnet.

Genauer lassen sich die Leistungen der Töpfer und Hafner verfolgen. Bereits 1308 taucht der erste Töpfer in Mülhausen auf, und wie hier seine Tätigkeit neben derjenigen vom Bäcker, Fleischer und Schuster zu den notwendigen Voraussetzungen für die Lebensführung gehört, so lassen sich auch an anderen Stätten des Sundgaues alsbald Töpfer nieder. Als kunsthandwerkliche Erzeugnisse kann man ihre Arbeiten aber erst ansprechen, seitdem sie die Glasur und damit zugleich die Bemalung des Geschirrs zur Anwendung bringen. Die Heimatmuseen bieten reichlich die Möglichkeit, sich von der sauberen und durch vielfältigen ornamentalen Gestaltungsreichtum ausgezeichneten Arbeit überzeugen zu können; wiederum besitzt das Stadtmuseum zu Mülhausen eine umfangreiche Gruppe dieses Geschirrs, aus dem besonders die geschmackvoll bemalten grossen Teller hervorgehoben seien. Eine handwerkliche und künstlerische Steigerung dieser Leistun-



Tafelaufsatz der Mülhäuser Rebleutzunft
(Stadtmuseum Mülhausen)

gen bringt die im 18. Jahrhundert aufkommende Fayence, deren Eigenart am besten an einer Reihe prächtiger Oefen studiert werden kann, von denen Beispiele in den Museen zu Mülhausen und Strassburg stehen. Aufbau und ornamentale

Ausstattung dieser Oefen lassen ihren Zusammenhang mit den fruchtbaren Werkstätten der Westschweiz erkennen, und gleichsam als Station auf dem Wege dorthin kann das Dorf Sierenz angesprochen werden, wo im Anfang des 18. Jahrhunderts für kurze Zeit eine Fayence-manufaktur bestanden hat. Ihre in Form und Glasur eine kräftige bäuerliche Formgebung zeigenden Erzeugnisse befinden sich im Stadtmuseum zu Mülhausen.

Neben diesen Einzelgebieten gibt es noch die Vielfalt jener bäuerlichen Gebrauchsgeräte für Hof und Feld, die ebenfalls je nach Vermögen und Neigung häufig eine Formgebung gefunden haben, die über ihren Zweckmässigkeitswert hinaus noch Raum für individuelle Gestaltung freiließ. In diesem Zusammenhang muss auch an die Tracht erinnert werden, deren farbige Einzelzüge der Phantasie manchen Spielraum gewährte, wodurch die stammliche Eigenart zum Ausdruck kommt, deren Grundlinien sie jedoch einordnen in das grosse oberrheinische Trachtengebiet.

So spiegeln sich in diesen Dingen Wert und Leistung heimatlicher Volkskunst wider. Sie sind Gradmesser für die Eigenart der Volksseele; sie erfordern unsere Beachtung und Würdigung als eine der Kraftquellen, die den Reichtum deutschen Volkstums werden liess, die es auch in Zukunft wieder speisen wird.



Brautruhe der Barbara Bösch, 1839 (im Stadtmuseum Mülhausen)

Aufnahmen (3): Boetsch

Bann und Flursteine

Elsässisches Kulturbild aus dem Mittelalter

Einen Hof umgibt man mit einer Mauer; einen Garten zäunt man ein, um sein Besitzrecht sicherzustellen. Bei Feldern wäre dies recht kostspielig und würde obendrein das Ackern behindern. Landesgrenzen liebt man daher an Flussläufe oder Gebirgszüge anzulehnen, welche die Demarkation leicht erkennen lassen. Wo dies nicht möglich ist, hat man seit alter Zeit zu Grenzsteinen seine Zuflucht genommen, und so scheidet man auch Fluren und Aecker, sowie die Gemarkung von Dorf und Stadt.

Die Alemannen kannten nur das Markwesen. Ein ganzer Bezirk mit seinen Dörfern benutzte Feld, Wiese und Wald gemeinsam, und aus dieser Zeit haben sich da und dort die »Allmenden«, das allge-



meine Gut, in unsere Zeit herübergerettet. Dieses allgemeine Gut ist ebenfalls für sich mit Steinen »vermarkt«, sowohl Flur als Wald. So wurde z. B. der Gemeindevald von Ammerschweier Anno 1696 neu vermessen und »eingesteint«. Aber schon 1491 waren dort »die Allmenden und Bannscheiden« vermarkt worden. Sogar auf längere Zeit vermietete grössere Flächen wurden durch Steine begrenzt. Ein Strassburger Ratsprotokoll von 1640 verpachtete dem Chronisten Joh. Wencker ein grösseres Gebiet mit der Bestimmung, dass die

»Allmendherren« dasselbe vermarken und der Pächter die Hälfte der Kosten zahle.

»Dasselbe Zeichen« sollte den einen und selben Besitzer kenntlich machen. Manchmal sind es nur die Initialen des Dorfes oder, bei Landesgrenzen, der anstossenden Staaten. In alten Zeiten brachte man auf den Steinen aber die Hoheitszeichen, die Wappen der Fürsten, Ritter, Städte und Klöster an, je auf der Seite des Besitzers. Solche Steine trifft man noch allenthalben im Felde an, zum Teil auch in Museen. Steine mit dem Ortswappen kennt z. B. Mülhausen seit dem Jahre 1555 (Mühlrad). Eine Beschreibung der Mülhauser Bannsteine vom Stadtschreiber Oswald von Gamshart spricht von einem Grenzstein mit dem »Riedisheimer Tier«. Es ist der Hund im Wappen der angrenzenden Gemeinde Riedisheim. Anno 1568 wurde die Schlosswiese der Herrschaft Landsers durch Marksteine abgegrenzt, die das Wappen von Oesterreich trugen. Nach Stöber findet man auf alten Bannsteinen von »Hochsch« (Hochstatt) einen Schlüssel, das Dorfzeichen.

Die Bannsteine weisen die unterschiedlichsten Formen auf. Meist sind sie viereckig, seltener dreieckig. Solche fanden sich z. B. im Mülhauser Banne. Drei solcher Marksteine versehen noch ihren Dienst. Andere haben eine viereckige Basis, darauf sich ein runder Stein erhebt, der sich nach oben etwas verjüngt. Vereinzelt findet man auch säulenförmige. Neben niedrigen Steinen findet man andere bis zu einer Gesamtlänge von annähernd zwei Metern. Um »standhaft« zu sein, sind sie oft bis 80 Zentimeter tief eingegraben. Gewöhnlich sind sie oben halbkugelförmig abgerundet.

Einen höchst interessanten Grenzstein besass Mülhausen. Ging da die Banngrenze eigenwillig durch die Doller. Aber unsere alten »Milhäuser« waren nicht dumm, spannten eine Kette über den Fluss und hingen daran den Stein just über der Grenzlinie. »Der Doller ha mer eine glangt«, sagten sie wohl schmunzelnd. Wir lesen darüber: »Dieser Stein hiess vor Zeiten der gehenkte Bannstein, weil er an einer Kette über die Dollern hing. Anno 1698 aber wurde er ans Land gesetzt. Anno 1718, als er ins Wasser gefallen, war er wiederum weiters hierher (landeinwärts) gesetzt, und als ihm solches Anno 1744

nochmalen begegnet, sodass er verschüttet und man ihn nicht mehr finden könne, so hat man ihn ein neuen an diesen Ort gesetzt.« Dieser Stein hatte ein bewegtes Leben!

Bannsteine und Bannritt

Die Wichtigkeit der Marksteine wurde unterstrichen durch den jährlichen Umgang oder Bannritt, auch Marchgang oder Markleita genannt. Die Ausdrücke Marchgang und Markleita stammen aus der Zeit, da die Alemannen in Marken oder Gauen sowohl Feld als Matten und Wälder gemeinsam besaßen. Leita kommt von leiten, das ursprünglich gehen bedeutete, wie leiten den Sinn hatte von »gehen machen«; Markleita ist also gleich Markumgang. Der Rat, Vertreter der Zünfte, ein Gerichtsherr und der Stadtschreiber, oft auch Kinder, nahmen, hoch zu Ross, daran teil. Festlich war der Tag — man erschien im Sonntagsstaat —, aber auch mühsam, wenn der Bann gross und der Steine viele waren. In Mülhausen dauerte der Ritt von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends mit kurzer Pause zum Mittagimbiss. Jeder Stein wurde umgangen und »auf Herz und Nieren« geprüft.

Die Mühen vergass man aber abends schnell beim gewürzten Abendimbiss, der den »Bannritt« auf den Zunftstuben angeboten wurde. Nach einem Dingrodel von 1521 im Zaberner Archiv wurden dort ebenfalls beim Setzen von Marksteinen die Beteiligten, Meier und Schöffen, mit Wein erquickt: »Das ist ein Grund zum Trinken!«

Die Flurumgänge dauerten bis ins 18. Jahrhundert hinein. Mülhausen z. B. unternahm den letzten Bannritt Anno 1753.

Trotz Gesetz und Polizei gab und gibt es zu allen Zeiten missvergünstige Leute, die anderen ihr Gut streitig machen oder gar sich eigenmächtig zueignen. Deshalb bestand im Mittelalter für solche Fälle eine besondere Instanz, das Scheidgericht mit dem Scheidmeier und den Gescheidrichtern, auch Gescheidleute genannt. Der Gescheidbott, Bote des Rates, war von Amts wegen dabei. Bei Streitigkeiten um Aecker oder Wiesen wurde das »Gescheid« der Ackerbauzunft entnommen, bei Zwistigkeiten um Reben stellte die Winzerzunft die Gescheidleute. Kamen Scheidsteine in Betracht, so musste ein »Augenschein«, d. h. eine Ortsbesichtigung vorgenommen werden. Anlässlich einer solchen Kontrolle in einem Streite zwischen Rixheim, Illzach und Riedisheim im Jahre 1567 beklagten sich die Scheidleute: »Waren von fünf Morgens bis fünf Abends

nüchter uf dem Augenschin.« Kein Wunder, wenn der Magen knurrt, ist die Stimmung nicht rosig. Aber entschädigt wurden sie doch; so lesen wir z. B. vom Jahre 1764: »31 neue Stein gesetzt, 7 alte ent-



hört (ausgehoben) und wiederun gesetzt, für jeden Gescheidmann 1 Gulden, 1 Mass (= 1 Liter) Wein nebst Brot per Tag.«

Zur Abwechslung bringen wir nun einige interessante Beispiele von Grenzstreitigkeiten. Strobel erzählt in seiner »Vaterländischen Geschichte des Elsass« einen spassigen Fall. Ulrich von Rappoltsweiler beanspruchte das Jagdrecht vom Hauenstein (Schweiz) bis zum Hagenauer Forst, dazu noch das Eigentumsrecht an einem Kolmarer Walde. Sein vorgebliches Recht gründete er auf die Sage, sieben Kolmarer hätten das Recht auf das Ried usurpiert, indem sie in demselben bei dem »Schöpfer« über ihnen schwuren, sie ständen »auf Kolmarer Erde«. Keiner von ihnen sei aber eines natürlichen Todes gestorben, weil sie falsch geschworen hatten: Der Schöpfer über ihnen war ein Löffel unter ihrer Kopfbedeckung, und die Kolmarer Erde hatten sie beim Kolmarer Galgen genommen und in ihren

Schuhen mitgebracht. Da die Stadt »triftigere« Beweise vorlegte, obsiegte sie.

Mülhausen entging dem Verlust eines Waldstreifens in einem Grenzstreit mit der vorderösterreichischen Regierung durch den patriotischen Wagemut von Jakob Ziegler, dem Sohne des Bürgermeisters, im 16. Jahrhundert. Konnte Mülhausen die alten Marksteine nachweisen, so musste es den Streit gewinnen. Aber die vorderösterreichische Regierung liess den Wald gar streng bewachen, und man fürchtete sich vor Gefangennahme und Strafe. Da verkleidete sich der junge Ziegler als Bauer und nahm zum Schein Dienste beim Rixheimer Kuhhirten. Als solcher konnte er, wenn die Tiere am Waldrande weideten, ohne Verdacht zu erregen, in die Hardt eindringen und feststellen, wo die Steine standen. Die Gegenseite war verblüfft, als die Stadt die alten Scheidsteine nachwies. Aber der schlechte Wille der österreichischen Regierung brachte es soweit, dass der Prozess etwa 150 Jahre dauerte. Erst 1682, als man zwei andere grosse Grenzsteine entdeckte, fand der Streit ein Ende.

Verzwickte und langwierige Prozesse entstanden da, wo aus alter Zeit her mehrere Dörfer gemeinsamen Wald besaßen oder, nach der Grossen Revolution, Herrschaftswälder aufgeteilt wurden. So führte z. B. die Gemeinde Krüt einen langwierigen Prozess, weil der Staat den Wald des ehemaligen Klosters Murbach beanspruchte. Krüt wies aber nach, dass der Abt der Gemeinde den Bann abgetreten hatte, und obsiegte 1794.

Zur Selbsthilfe griff, wie Schahl in der Dorfgeschichte berichtet, die Gemeinde Bischofsheim, die mit dem Herrn von Berckheim nicht gerade auf bestem Fuss lebte. Als dieser Anno 1661 einige Grenzsteine vorgerückt, natürlich nicht zu seinen Ungunsten, zog am 23. August morgens zwischen 8 und 9 Uhr »der Schultheiss, auf einem Ross wohlbewehrt reitend, ungefähr 50 Mann zu Fuss, darunter 30 Mann Feuerhölzer tragend, einer einen Hellepart geführt, die übrigen mit Hauen und Schaufeln die eingesetzten Grenzsteine an Berckheims Gut auszuwerfen.«

Ein kleiner Krieg brach wegen Grenzstreitigkeiten aus zwischen Colmar und den benachbarten württembergischen Orten (Horburg, Reichenweier), im Jahre 1653. Die Colmarer hatten eine Schanze angelegt, und von Reichenweier rückten 200 Mann zu Fuss und etwa 30 zu Pferde an, um die Schanze niederzulegen. Grosser Lärm in der Stadt! Die Bürger traten auf



den für Alarm bestimmten Plätzen zusammen und zogen mit einer Kanone aus, die Kugeln von 2 bis 3 Pfund schleudern konnte. Eine grosse Kanone wurde auf dem Wall aufgepflanzt. Dazu bewaffneten sich die »Rebseppi« (Spitzname der Colmarer) mit ihren Logeln (Lagel, tragbares Fässchen von 2 bis 3 Liter) und harrten der kommenden Dinge. Vier Tage dauerte der Krieg, Gewehr bei Fuss. Tapfer aber wurde den Logeln zugesprochen, und als der letzte Tropfen die Zunge genetzt hatte, schloss man Frieden und zog ab. Dieser unblutige Krieg ging in die Ortsgeschichte ein unter dem Namen »der Logelkrieg«.

Es wird den Leser noch interessieren, wie Vergehen an des Nächsten Eigentum früher bestraft wurden.

Im Jahre 1520 wurde ein Strassburger Bürger am Halseisen ausgestellt, weil er einen Markstein verrückt hatte, und dann aus Stadt und Bistum geächtet.

In Mülhausen wurde eine Frau, die in den Reben einen Scheidstein zu ihrem Vorteil verschoben hatte, zu 100 Gulden verdonnert, ein schweres Geld nach damaligem Werte! Ausserdem durfte sie ein Jahr lang nicht aus der Stadt und wurde als ehelos erklärt.

Schon das blosses Umwerfen eines Fursteinens war strafbar und kostete zwei Bürgern von Dammerkirch je ein Pfund fünf Schilling. Teures Vergnügen!

Die Ackergesetze der früheren Jahrhunderte sahen allerdings viel schwerere Strafen vor, die unserem Rechtsempfinden allzu hart, ja grausam erscheinen. Wer z. B. beim Pflügen absichtlich einen Markstein umgeworfen oder gar versetzt hatte, wurde an der Stelle des Steines bis zur Hüfte eingegraben und mit einem Pfluge wurde ihm der Kopf abgehauen!

Der Aberglaube, der in früheren Zeiten noch ärger in Schwung war als heute, betrachtete die Irrlichter als Geister von Verbrechern, die zu Lebzeiten Grenzsteine verschoben hatten und nun keine Ruhe fanden.

Mancherorts leben noch Sagen, die sich mit solchen Sündern beschäftigen. So erzählt man im Krummen Elsass von einem habsüchtigen Bauer, dass er Grenzsteine versetzte und dann so ackerte, dass sie in der Endfurche sassen. Dadurch wuchs sein Besitz von Jahr zu Jahr. Nach seinem Tode aber musste er einen Markstein im Banne umhertragen und rufen: »Wo soll ich ihn hintragen?« — »Wo du ihn geholt hast«, rief ihm einmal ein beherzter Bauer zu. — »Endlich bin ich erlöst«, rief der Mann. »Schon 300 Jahre trag ich diesen Stein umher.«

Aehnlich sündigte ein Bauer im Banne von Assweiler, und zwar nachts. In der folgenden Nacht fand er neben dem ver-

pflanzten Steine ein Hündchen, das rief: »Wau, wau, wau, ich dich zerhau!« Am dritten Abend aber erwartete ihn ein Metzgerhund und zerriss ihn. Sein Geist rief immer: »Wo setz ich ihn hin zu meinem



Zeichnungen (4): Hertog

Gewinn?« Bis einmal ein Betrunkener antwortete: »Setz ihn dahin, wo du geholt ihn!« Seither hört der Spuk auf. »Was der Vater genommen, wird kein Enkel bekommen«, sagt ein Sprichwort, d. h. Unrecht Gut gedeihet nicht! *If.*

Die Kraft der Heimat

Von Willi Könitzer.

Heimat ist der Boden unseres Lebens — der Körper und die Seele. In die Seele fließen die Ströme der Kraft, des Gemüts, des Glaubens, der Liebe, des Frohsinns, der Besinnlichkeit — Ströme aus dem Boden der Heimat, der Landschaft und der Menschen. In der Heimat, dieser Einheit aus Mutterboden und Vaterhaus, aus Umgebung und Geschlechterreihe vor uns, haben wir erst zu uns selbst gefunden. Da ist jeder der geworden, der er ist. Und in der Heimat findet jeder wieder zu sich selbst zurück.

Wir gehen nicht aus der Heimat wie aus einem fremden Haus, das wir auf weitem Weg vergessen. Die Heimat ist wie eine Mutter: sie vergisst ihre Kinder nicht, sie lässt sie nicht los, und noch in der weiten Ferne ist ihre Hand da. Und noch unter anderem Himmel blickt ihr

Auge uns an. Und zwischen fremden Winden klingt ihre Stimme an unser Ohr.

*

Heimat ist mehr als ein Stück Erde, mehr als ein Garten oder ein Haus. Heimat ist mehr als die Kette deiner oder meiner Ahnen. Heimat ist das Vaterland. Heimat der Deutschen ist Deutschland. Und Deutschland ist das Vaterhaus, dessen Dach uns alle überragt, dessen Wände uns alle umstehen, dessen Türen zu uns führen, zu jedem einzelnen.

*

Deutschland ist nicht nur ein Land, das uns den Namen gegeben hat; nicht nur ein Boden, auf dem wir zufällig gewachsen sind; nicht nur ein Haus, in dem wir wohnen: es ist der Inhalt unseres Lebens, dem wir uns hingeben. Wer sich deutsch nennt und nicht im Herzen spürt, was deutsch sein heisst, hat nicht das Recht, den Namen Deutscher zu tragen.



- Fachwerkhaus in
Bettendorf (Sundgau)

Fachwerkhaus in Bettendorf im Sundgau

Altes Bauernhaus

Mag auch die Welt mit allen Winden treiben,
dies Haus steht fest und will nicht anders sein.
Es grüsst sein Herz mit ruhig blanken Scheiben
und bauernehrlich in den Hof hinein.

Ein Friede glänzt auf Dach und Tür und Schwelle,
ein Schwalbenglück an rauher Bretterwand.
Getreu der Hausgeist schwebt um Herd und Ställe,
schützt Hof und Horn und wahrt den Scheiterbrand.

Aus allen Lucken streicht, aus allen Ritzen
der Duft des Kornes und streng der Brotgeruch.
Vom Zinngeschirr die stillen Stuben blitzen,
und Spind und Kasten sind voll Flachs und Tuch.

Der Nelkenstock am schmalen Kammerfenster,
der leise Braus, der durch die Linde geht.
Kein Wank, kein Zweifel, keine Nachtgespenster —
nur hell der Mensch, der seinen Tag besteht.

Karl Burkert

Der Rangenwein

Kleines Kapitel über den Elsässer Wein

Wie wonnesam dein Rebensaft
Durch alle Glieder schwillt!
Wie wundersam die alte Kraft
In jeder Ader quillt!
Vergessen ist die Müdigkeit
Und weg der Immenschwarm,
Das Herz ist voller Fröhlichkeit,
So heiter und so warm.

O Rango, o Rango,
Du bist ein starker Mann
Der neu belebt
Und frisch erhebt
Mit seinem Zauberbann.

So lobt C. W. Faber, der Sänger der elsässischen Weine, den Rangenwein.

Malachias Tschambser in seiner »Grosen Thanner Chronik« berichtet: »Item der berühmte und in allen kosmographischen Historien bekannte Rangenberg,

dessen Wein was wunderliches Wirkungen und Effecten er verübe und in sich habe, unötig zu beschreiben, weil männlich, so dessen recht genossen, selbige nach Genüge werde inne geworden sein. Vor Zeiten haben die Alten, wann sie Uebles oder andere Plag haben wollen anwünschen, nichts anderes gesagt haben als: ‚dass dich der Rangen stoss!‘

»Dass dich der Rangen stoss!« war in der damaligen Zeit eine Verwünschung, die über das ganze Elsass, ja sogar in weiten Kreisen Deutschlands bekannt war.

In der »Kleinen Thanner Chronik« (1766) heisst es:

»Ein jeder, so dessen genossen, wird dieselbige Wirkung gespürt haben, und bekennen müssen, dass ein Mann ohne Rausch und Bodenfallen mit einer guten Maas nicht wohl bestehen kann: er hüte



Herbstzeit in den Vogesen. Wenn in den Hängen der Weinberge noch die Morgennebel brauen, fahren die ersten Traubenfuhrwerke schon zum Herbstgeschäft

sich denn wohl und fleissig vor dem Luft und Spazierengehen.

... er will halt seltener, höflicher, bescheidener als andere Weine, und, darf ich es sagen, mässiger und daheim getrunken werden: aber wer weisst, ob er unter anderm Wein nicht auch Rangenwein bekomme?»

Wenn es der Fall war, dass der Rangenwein mit andern Weinen vermischt wurde, war aber das Gegenteil viel mehr verbreitet. Durch einen Tanner, der als Hauslehrer nach Wien zog, wurde der Rangenwein in die Hauptstadt Oesterreichs eingeführt und bald so beliebt und bekannt, dass dort viermal mehr »Rangenwein« ausgeschenkt wurde, als in Tann auf dem Rangen wuchs.

Die Obrigkeit war schon in frühester Zeit bemüht, den Rangenwein unverfälscht in den Handel zu bringen.

1481 war jeder Weinhändler in Tann verpflichtet, den Schwur zu leisten: »den wein, wie sie den fünden, zum besten in zu ziehen, den zum luteristen, schonisten und besten zu khauffen; denselben, wie sie den khauren, bieipen zu lassen und mit verendern und niemandt, der darnach khampt (veriangt) versagen bei der Buess als dick ein prund stebler.«

1548 wurde folgende Verordnung erlassen: »Item welcher hinfür den Rangenwein mit anderm Wein vermischt und denselbigen für Rangenwein verkhaufft, der solle umbe dass nach ankanntnus des rechten gestraft. Und soll hinfür der weder fremder noch heimischer im Rangen etwas von unedlem gewechs pflanzen und sezzen. Usserhalbem am ersten Steeg in den Weegen. Wer darwieder thuet, soll nicht allein mehr umbs gelt gestrofft, sondern die unedlen stöckh herussen geschnitten werden.«

Ueber den Ursprung der Bezeichnung »Rangen« verlautet: Da man den steilen Abhang des Rebberges nur im Zickzack wegen mit vielen »Umrängen« ersteigen kann, und die Bezeichnung der einzelnen Rebstücke »beim untern, mittleren oder oberen Rang« gang und gäbe war, ist es leicht möglich (doch unverbürgt), dass der Name so entstanden ist.

Der Spruch aber:

»Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannem,
Zu Türkheim im Brand,
wächst der beste Wein im Land«

wurde von anderen Gegenden weiter ergänzt. So setzen die Reichenweierer hinzu:

128



Aufnahmen (2): Retzlaff
Auch Grossmutter hilft noch mit bei der Traubenlese

»Aber gegen den Reichenweierer Sporen haben sie alle das Recht verloren.«

Die Rappoltsweller behaupten:

»Aber die Krone vom Elsässer Wejn Ist der Zahnacker vom Rappoltstein.«

Die Kolmarer:

»Umb Colmar wachst der beste Trunk das freiet beide, alt und jung.«

Aber auch die Kaysersberger, die Sigolsheimer, Barrer, Zellenberger, Ammerschweierer, Kestenholzer und wie sie alle heissen, lassen es sich nicht nehmen, dass sie den besten Wein haben.

Wir überlassen das Urteil jedem einzelnen. Und wenn etwa einer oder der andere mit einem »Schwippser«, einer »Fahne«, einer »Kiste«, einem »Dütri«, einem »Splitter« oder gar einem »Affen«, einem »Steiber«, einer »Pflume« oder einer »Schn...nase« von der Weintour nach Hause kommt, so denke er andern Tags, wenn er sich vielleicht über Kopfschmerzen und andere »Malaschten« zu beklagen hat, an das Sprüchlein, das C. W. Faber vom Gebweiler »Kitterle« aufgezeichnet hat:

Trink stets nur kleine Gütterlein
Von dem verflixten Kitterlein,
So hast du selbst nach Jahren
Nichts Böses zu erfahren.

V. S.



Motiv aus Reichenweier

(Aquatint von A. G. Seitz)

Landesbibliothek
Karlsruhe



Ein eigen
Nähtchen im
Türme und
und verlässere
neuten diese
wilen Zeiten.
genheit, von
nicht. Da st
schmückt das
ausgehenden
politik und R
Da zieren Er
häuser, in die
ter ein- und
schwebbige
schährten pr
oben gehauer
den, die ihre
viele Pflege
kaiser Jasser
sch. behüßte
die man in di
Namen derer.
der Jahreszah
des Torturm
an das Städt
die alten Wä
wichtige We



Städtchen im elsässischen Rebland

Ein eigenartiger Reiz liegt um die Städtchen im elsässischen Rebland. Alte Türme und Tore, verwitternde Mauern und verlassene Wälle erzählen bei den meisten dieser Weinstädtchen von glanzvollen Zeiten, von einer grossen Vergangenheit, von Stadtrechten und Bürgerstolz. Da steht auch noch wappengeschmückt das Rathaus, oft ein Bau des ausgehenden Mittelalters, in dem Spätgotik und Renaissance sich verbinden. Da zieren Erker und Balkone die alten Häuser, in die selbstbewusste Geschlechter ein- und ausgingen. Ueber mächtigen Schwibbögen und trutzsicheren Kellereinfahrten prangt das Rebmesser aus dem Stein gehauen, das Werkzeug dieser Familien, die ihren ganzen Stolz in die liebevolle Pflege der Rebe setzten. Fachwerkhäuser fassen die Strassen und Gassen ein, behäbige Bauwerke, oft mit Sprüchen, die man in die Balken eingeritzt, mit den Namen derer, die sie erstehen liessen, mit der Jahreszahl, in der sie geworden. Auf dem Torturm klappert noch der Storch, um das Städtchen führen lindenumsäumt die alten Wälle, heute umgewandelt in prächtige Wege, die zum Träumen laden.

Denken wir nicht an Rufach, das Hauptstädtlein des Obermundats, um dessen Mauern und in Gemüsegärtlein umgewandelten Stadtgraben eine Allee sich hinzieht, — wie ein Spitzweg- oder Ludwig-Richter-Bild, so viel Romantik und Gemütlichkeit liegt über dieser Analyse. Oder Reichenweier, »das elsässische Rothenburg«, mit seinen trutzfesten Mauern, von deren Höhe man hinabschaut in das gesamte Rebgelände. Ein Gang führt noch zum Diebsturm, der aus dem Graben sich wuchtig erhebt und zusammen mit dem Dolder für das Städtchen zum Sinnbild mittelalterlicher Wehrhaftigkeit geworden ist. Auch am obren Ausgang des Städtchens Kienzheim ladet ein lauschiger Platz mit Bäumen bewachsen zum Sinnieren und zum Lustwandeln ein.

Jedes Weinstädtchen hat seine Eigenart. Wie ein prächtiger Kranz liegen sie am Fuss der Berge, von Reben umkränzt, mitten in der reichen Fülle sonniger Rebhügel. Vom Eingang des Dollertals bis hinab zum Scharrachberg im Unterland. Wieviele Erinnerungen knüpfen sich an diese Flecken, wie manches Bauwerk er-

zählt von der Kunstentfaltung vergangener Zeiten, aber auch vom Wohlstand der Bewohner unserer Rebstädtchen, die stolz waren auf diese Kunstwerke und sie auch als ein Stück ihrer weinfrohen Heimat durch die Jahrhunderte beschützt haben. T a n n mit seinem Münster, dessen feiner Turm in altem Spruch weit am



Zeichnungen (2): Klippstiebl
Alter Hof in Rufach

Oberrhein gerühmt wird, und mit seinem Hexenturm an der Thur. Gebweiler, das wie in einem Bilderbuch die Schönheiten des Uebergangsstiles, der Gotik und des Barock enthüllt, mitten hineingestellt in den prächtigen Landschaftsrahmen von Reben, Wald und stolzen Berggipfeln. R u f a c h, das viel zu wenig bekannte Städtlein, überragt von einem unvollendeten Münster, von dem jeder Turm anders gestaltet ist. Und Egisheim mit den welt ins Land schauenden Drei Exen, T ü r k h e i m am Fuss des sonnigen »Brand«, von dessen Feuersaft man erzählt, es sei das Blut eines Drachen, das noch immer dem Boden und der Treue Nahrung gebe. »Drei Städtlein in einem Tal« — wie prächtig liegen Kienzheim, Ammerschweier, Kaysersberg, nur in BüchSENSCHUSSENTFERNUNG ein Flecken vom andern, vielgerühmt in alten Büchern, ausgezeichnet in kostbaren Urkunden, immer wieder gefeiert und dargestellt in

Wort und Bild. Kaysersberg ist ja mit Reichenweier ein grosses Museum, in dem fast jedes Haus etwas aus alten Zeiten zu erzählen weiss. Reizende Szenen, ob man von der Staufenburg hinab schaut in Strassen und Gassen und das mittelalterliche Bild einer mit der Burg verbundenen Siedlung aufnimmt oder von der Weissbrücke aus das Ineinandergeschachtelte des alten Städtchens genießt. Und H u n a w e i e r und R a p p o l t s w e i e r im Schutz der »drei Schlösser auf einem Berg«, D a m b a c h und B a r r, O t t r o t t und M o l s h e i m — der Wein vom Finkenberg und vom Molsheimer Horn —, stolze Namen von oft umkämpften Flecken, aber auch von Rebbergen, die des Weinkenners Herz erfreuen.

Welchem Städtlein soll man den Preis zuerkennen, welches Rebgelände besonders loben? Ein Schiedsspruch, schwerer als jener schicksalschwere eines Paris, rühmt doch in steigerndem Lob ein alter Spruch den Rangen und die Wanne, den Türheimer Brand und den Reichenweierer Sporen und behauptet, gegen letzteren hätten alle das Spiel verloren. Doch da stellen sich Sulzmatt ein mit seinem Zinnköpfe und der Haulacker von Westhalten, der »Steingrübler« von Wettolsheim und der Bergheimer »Kanzelberger«, der Ottrotter Rote und der Käferkopf von Ammerschweier, — und jeder hat seine Vorzüge und trinkt sich so angenehm, dass man darüber die Zeit vergessen kann. Und wie oft kommt es dann vor, dass die Drei Exen abends statt drei auf einmal sechs Burgtürme sind!

M. Sundgauer.

Der neue Vetter

Hans Thoma erhielt einmal die Mitteilung eines Kunsthändlers, er habe eines seiner ersten Bilder zum Verkauf stehen, auf dem eine Gesellschaft im Garten dargestellt sei. Nun habe er einen Käufer, der das Bild sicher erwerben wolle, wenn er wisse, wer auf ihm konterfeit sei; am liebsten wäre es dem Käufer, wenn es Freunde oder Verwandte des Malers seien. Damit der Kauf bald zustande komme, bitte er um freundliche Auskunft.

Hans Thoma schrieb postwendend: »Das Gemälde stellt meinen Vetter Cornelius Pfeffer mit seiner Familie dar.«

So kam der Händler zu einem guten Geschäft, und Hans Thoma zu — einem neuen Verwandten.

Eine Melkerauffahrt zur Alm

Heimatkundliches aus den Vogesen

Wenn der Urbanstag (25. Mai) herannaht, dann rüsten sich die Melker in den verschiedenen Vogesentälern zum Aufstieg auf die Alm. Eine solche Auffahrt, welche für die Talbewohner immer ein Fest ist, soll in nachstehendem aus dem Munde eines Eingeweihten, der schon diesem Auftrieb beigewohnt hat, wiedergegeben werden.

Ende Mai oder wie es so schön heisst: »Wenn ufem Fail d'r Schnee vergeht und d' Ferschtäblüma bleja«! vollzieht sich die Besiedelung der Melkereien. Vor St. Urban soll nach einer alten Melkerregel

wochs gewandelt, gar nie, wenigstens was den Aufstieg anbelangt, am Freitag.

Vorbereitungen zum Aufstieg

Schon einige Tage vor dem grossen Ereignis herrscht in den betreffenden Familien eine gewisse Aufgeregtheit. Das auf den Bergen nötige Material wird an die Luft geschafft und gesäubert. Die Kühe werden noch besser geputzt als gewöhnlich. Die grossen Glocken und die Glockenriemen mit ihren Ziernägeln, Schnallen und Namensschildchen, die über den Winter sorgfältig in eine schützende Hülle eingeschlagen, in der Knechtekammer oder auf dem Speicher gehangen haben, werden blitzblank gescheuert. In einem Worte, das Wandelfieber hat eingegriffen, und selbst die Kühe sind davon angesteckt und tun dies durch ein unruhiges und öfteres Brüllen kund. Gewöhnlich findet einige Tage vor dem Aufstieg noch eine Besichtigung der Melkerei statt, zur Feststellung, ob alles in Ordnung ist und ob etwaige Schäden auszubessern sind.

Wenn dann endlich der Wandeltag gekommen ist, macht sich schon in aller Frühe ein eiliges Hin und Her bemerkbar. Das ganze Material oder »Wandeldings«, wie der Melkerausdruck lautet, wird nochmals genau nachgesehen und überprüft, ob auch nichts fehlt, um sodann verladen zu werden. Endlich, zwischen 9 und 10 Uhr, kommt der grosse Augenblick. Ungeduldig zerran schon den ganzen Morgen die Kühe an ihren Ketten, bis ihnen dann endlich die Glocken um den Hals geschnallt und die Ketten gelöst werden. Nun aber sind sie fast nicht mehr zu bändigen und nur mit Mühe können der Melker und seine Helfer sie im Zaume halten. Bald jedoch haben sie ausgetobt, und froh geht es zum Dorf hinaus unter dem lauten Klang der Glocken.

An einem solchen Aufstieg haben die Kühe den schönsten Glockenstaat an: grosse silberblanke Glocken, riesige schwarze Trinkeln und kleine Schellen aus Stahl. Wie bimmelt und bammelt das herzerfreuend durcheinander! Es ist das reinste Glockenkonzert, in welchem die Bronzeglocken den hellen Tenor, die blechernen Glürpele den schrillen Sopran und die kupfernen Trinkeln den tiefen Brummbass wiedergeben.



(Aufnahme: Läufer.)

Melkerbub aus dem Münstertal

kein Melker auf die Berge ziehen, denn um diesen Tag herum können sich noch schwere Gewitter entladen und mancher Melker, besonders auf den ganz hochgelegenen Melkereien, hat sein zu frühes Wandeln schwer büssen müssen. Nichtsdestoweniger gilt die letzte Maiwoche als Wandelwoche. Wandeltage sind der Dienstag, Donnerstag und hauptsächlich der Samstag, selten wird Montag oder Mitt-



Hochweide über dem Münstertal in den Vogesen

(Aufnahme: Läufer.)

Die Karawane unterwegs

An der Spitze der Karawane schreitet stolz der Melker mit dem glänzenden Käsekessel auf dem Rücken. Unter Zuhilfenahme eines derben Stockes mit gebogener Krücke hält er, unterstützt von seinem treuen vierbeinigen Begleiter, die Herde in Zucht, wenn der Uebermut noch einmal durchbrechen will oder lockt freundlich, wenn irgend eine Stockung eintritt. Ihm folgt die Leit- oder Meisterkuh mit der grossen Trinkel. Diese kennt ihren Wert und wehe, wenn es einer von den anderen Kühen einfallen sollte, sich vor sie zu drängen. Mit einigen kräftigen Hornstössen wird sie zurückgetrieben. Nicht einmal der Stier, welchem auf dem breiten Nacken der kleine Melkerstuhl wie ein drittes Horn verkehrt aufgeschnallt worden ist, darf sich an die Spitze wagen, ohne von der strengen Aufseherin in seine Schranken zurückgewiesen zu werden. Dann kommen zuerst die mit grünen Frühjahrsmaien geschmückten eigenen Kühe des Melkers und hinterher das »Leihvieh«. Den Zug beschliessen Esel, Knecht und Käsbube mit dem Wandelwagen, auf dem man hier und da das Alphorn sehen kann, und ganz zuletzt kommen die Leihviehleute. Es sind dies Bauern

des Dorfes oder sogar des Nachbardorfes, die nicht in der Lage sind, selbst eine Melkerei zu beziehen. Da sie aber infolge der vielen Arbeit während des Sommers zuviel Vieh im Stall hätten, vertrauen sie einiges davon einem Melker zur Wartung und Pflege an. Alle sind froh, ihr Vieh über den Sommer gut versorgt zu wissen. Die Almfahrt aber mitzumachen, lassen sich die wenigsten nehmen.

Bei jeder Herde befinden sich meistens noch ein oder mehrere Jungkälber, oft noch am Seil geführt, welche die Auffahrt zum ersten Mal mitmachen. In übermütigen Sprüngen tun sie ihre Freude kund über die ihnen ungewohnte Freiheit.

Das ganze Dorf nimmt an einer solchen Wandlerei Anteil, und aus jedem Hof schauen neugierige und manchmal sogar bedauernde Blicke, nicht selbst an dem Aufstieg teilnehmen zu können, der zu Berge ziehenden Herde nach. Jung und alt folgt in Gedanken den ausziehenden Tieren, ihren Lieblingen für die lange Weidezeit die besten Wünsche mitgebend. Bald sind sie hinter einer Wegkehre verschwunden, um dann nochmal später in der Höhe aufzutauchen. Noch lange schwebt der Wohlklang der lieben Herdenglocken wie ein metallischer Gruss

vom Berg zum Dorf nieder. Während der ersten halben Stunde geht es meist in flottem Tempo, das aber bald nachlässt, um zum Schluss, wenn es endlich der Höhe zugeht, in ein gemütliches »Troteln« überzugehen.

Ankunft auf der Alm

Gegen Mittag ist gewöhnlich nach zwei- bis dreistündigem Marsch das Ziel erreicht. Mit Wohlbehagen laben sich dann die Tiere an dem frischen, jungen Grün, während die Wandelleute dem Melker bei der Einrichtung seiner Behausung behilflich sind. Diese Arbeit ist bald getan, denn nur das Allernotwendigste ist mitgeführt worden: im allgemeinen kennt der Melker keinen Luxus. Ein einfacher Tisch, eine Bank, einige dreibeinige Schemel, das Bettgestell mit Strohsack und der Käsestuhl mit dem Käsekessel bilden die ganze bescheidene Einrichtung der Melkerstube. Zur Aufbewahrung der notwendigen Kleider dient ein etwa 30 cm unter der Decke angebrachter, der Länge einer Wand entsprechender Schaff, sowie einige Nägel oder Haken. Zur Aufbewahrung von Brot und Käse und von sonstigen Lebensmitteln ist ein »Käsebrottrog« vorhanden. Ein kleiner Wandschrank nimmt das notwendige Geschirr auf. Einige Bilder an den Wänden, über dem

Bett der Kalender, der nicht fehlen darf, und eine Weckeruhr vervollständigen den Hausrat.

So einfach wie alles andere ist auch das Melkerbett. Ein Stroh- und Spreusack, ein Leintuch darüber, sowie ein Kissen und eine Decke genügen dem Melker für seine kurze Nachtruhe. Ganz einfach ist auch die Kücheneinrichtung. Ein gemauerter Herd mit zwei Kochlöchern, welcher durch eine sinnvolle Einrichtung auch den angrenzenden Wohnraum wärmt, einige Töpfe und Pfannen, sowie zwei grössere Behälter genügen dem Melker vollkommen. Ferner befindet sich in der Küche gewöhnlich noch das Geschirr für das Melken und das Verabreichen der Tränke an die Kühe, bestehend aus hölzernen Kübeln oder Eimern, sowie die nicht gebrauchten Trotten. Alles ist so eingerichtet, dass der Melker mit der Haushaltung nicht viel Arbeit hat und dass er seine sonstige Zeit für die Wartung und Pflege der ihm anvertrauten Tiere besser verwenden kann.

Nach einigen Stunden, wenn die Tiere satt sind, kommen sie in den Stall, der ihnen nun wieder für vier lange Monate zur Unterkunft dienen soll. Unterdessen hat der Melker, der nebenbei auch vom Zubereiten der Speisen etwas versteht, ein



(Aufnahme: Läufer.)

Melkerhütte im Münstertal

schmackhaftes Mittagessen hergerichtet und lädt alle an der Wandlerei Beteiligten dazu ein. Es gibt: Fleischsuppe, Rindfleisch mit viel Senf, Schinken und Salat und als Dessert Schweizerkäse mit grossen Löchern, der im Münsterkäsland als Leckerbissen gilt. Wein und Kaffee dürfen nicht fehlen, den selbstgebrannten Kirsch dazu bringt ein jeder in genügender Menge selber mit. Mit Essen und Trinken und unter fröhlichem Lachen und Scherzen vergehen abermals zwei Stunden, bis die Pflicht den Melker wieder an seine Arbeit ruft, denn die Kühe müssen gemolken und sodann auf die Weide gelassen werden.

Auch für die übrige Wandelgesellschaft wird es so langsam Zeit, an die Heimkehr zu denken. Unter kräftigem Händedruck verabschieden sich die Leihviehleute von dem Melker, indem jeder ihm nochmals die gute Besorgung seines ihm anvertrauten Viehes warm ans Herz legt. Auch die Angehörigen des Melkers nehmen Abschied von ihm. Erst wenn alle fortgezogen sind, atmet er frei auf; jetzt ist er König in seinem Reich, und einen kräftigen freudigen Juchzer sendet er den Scheidenden nach.

Die Glocken beim Weidgang

Zum Schluss seien noch einige Worte den Glocken beim Weidgang gewidmet. Da ein Melker selten eine ein-

heitliche Herde besitzt, sondern die Tiere von mehreren Bauern gepachtet hat, gehen die Kühe auf der Weide naturgemäss truppweise zusammen. Jede Leitkuh hat ihre eigene Glocke, die der Melker genau am Klange kennt, so dass er stets weiss, wo die einzelnen Trupps weiden. Aber auch die Kühe sind tonkundig und wissen genau den Glockenton ihrer Meisterkuh von dem Klange einer andern Leitglocke zu unterscheiden. Wenn einmal ein Tier sich im Nebel verläuft, findet es, durch den Glockenklang geleitet, von selber wieder zur Herde zurück.

Auf dem Weidgang tragen die Tiere nur kleinere Glocken und Trinkeln, die bei der Heimkehr zum Melken denselben abgenommen und erst beim Austrieb wieder umgehängt werden. Ueber jedem Stand hängt für gewöhnlich die Glocke neben dem Namensschild der Kuh. Die mächtig grossen Wandelglocken und unförmigen Trinkeln würden das Vieh durch ihr übermässiges schweres Gewicht im Grasens nur behindern. Sie hängen deshalb der Grösse nach an Stangen im Schlafräum des Melkers oder aber auf dem Speicher und werden höchstens an einem Festtage zur Feier des Tages hervorgeholt, den Tieren nur vorübergehend umgehängt, bis sie am Abstiegtag endgültig in das Tal mit ihren Trägern hinunterkommen. H. A.

Alte Kinderreime

Nüna Bubbele,
Koch im Kind e Suppele,
Schlage-n-ihm e Gaggele dri,
Härzig Bubbele, dü bisch mi.

*

Heile, heile Säge,
Drei Tag Räge,
Drei Tag Schnee,
Macht im Bubbele nimme weh.

*

Ritte, ritte Ross,
Z'Basel steht e Schloss,
Z'Basel steht e Herrehüs,
Lüege drei Jungfre drüs.
Eine spinnt Side,
D'andre draif Wide,
D'dritte schnidet Haversträu,
B'hiet di Gott, dü liewe Fräu.
Schimmele trapp,
Schimmele trapp,
Wirf unser Biewle hinte-n-ab.

Das isch der Düme,
Da schittelt Pflüme,
Da hebt se-n-uf,
Da trait se heim
Un da kleine Spitzbüe isst se alle allel.

*

Da isch ins Wasser g'falle,
Da hat ne üssezoge,
Da hat ne heimgetrait,
Un der klein Spitzbüe hat alles dr Mame
jsait.

(Diese zwei Reime sind an den Fingern abzuzählen, wobei der »kleine Spitzbüe« der kleine Finger ist.)

*

Wo bin i dir lieb?
Im Härzhisele.
Mach e Riegele dra,
Ass d'Lieb nit üsse ka.



Drei deutsche Mütter (Aufnahmen: Atlantic.)

Gespräch mit der Frau

*Komm, ruh dich jetzt ein wenig aus;
Die Arbeit läuft nicht fort im Haus.
Die Zeit ist kurz, doch lang der Tag
Und länger noch sind Müh' und Plag.
Vergiss drum nicht in deinem Tun
Dich wieder einmal auszuruh'n.*

*Es kommen in des Tages Lauf
Viel wirre Stimmen in dir auf;
Doch überhör im Eifer nicht,
Was deines Herzens Stimme spricht.
Ihr neige dich vertrauend zu,
Von innen her kommt alle Ruh'.*

*Setz' dich zu mir, öffne dein Ohr;
Ich les' dir ein Gedicht jetzt vor.
O liederfüllte Zauberwelt,
Die beide uns umfassen hält!
O Dichterruf! O Wunderwort,
Das in uns wach ist, fort und fort.*

*Du spürst: was dunkel in dir war,
Ist aufgelöst und leuchtet klar.
So stärkend kann der Widerschein
Von Seel' zu Seele in uns sein.
Des Lebens höchste Stunden gehn
Ueber ein stilles Sichverstehn.*

*Von diesen Stunden sei erfüllt,
Wenn deine Sonne sich verbüllt.
Hast du noch viel zu tun im Haus?
Komm, ruhe dich ein wenig aus.*

Raimund Buchert.

Das Deutschlandlied

Wie das Lied entstand / Von Waltrud Ritzel

In den letzten Maitagen des Jahres 1809, als Napoleon seine Paraden in Schönbrunn abhält, sitzt zu Wien ein kleiner, magerer Mann an einem Flügel und spielt die österreichische Kaiserhymne. Es ist Joseph Haydn.

Ein wenig zittrig greifen seine Finger in die ebenholzscharzen Tasten, aber immer wieder spielt er die Melodie. Von der



(Aufnahme: Techno-Photogr. Archiv.)

Josef Haydn,
der Komponist des Deutschlandliedes

G-dur-Tonart, in der er das Lied komponiert und einstmals aufgeschrieben hat, wechselt er hinüber in die sanftere Es-dur, und von da variiert er die Weise in kräftigen C-dur-Klängen . . .

Seine Hausleute kommen, lauschen und sehen sich mit heimlichem Kopfschütteln an. Wie oft hat der alte Mann in diesen Tagen schon das Lied gespielt? — Nach jener Nacht, als französische Haubitzengranaten die Stadt Wien beschossen hatten, war er seltsam bewegt ans Klavier ge-

treten. Und seitdem hatte er nichts anderes mehr gespielt als die schlichte Weise seines Kaiserliedes. Es ist, als wollte er etwas lebendig erhalten, was zu zerrinnen droht...

Wohl lässt Napoleon vor dem Haus des berühmten österreichischen Meisters eine Ehrenwache aufziehen, — aber Haydn sitzt in seiner engen, niedrigen Stube und spielt unentwegt sein Lied.

Dringen an sein Ohr die Stimmen, die hier und da laut werden, die von einem geeinten, grossen Deutschland sprechen und es aus seiner tiefen Erniedrigung emporreissen möchten? Wo weilen die Gedanken des Siebenundsiebzigjährigen?

Wenige Tage später, am 31. Mai 1809, schliesst Haydn für immer die Augen. Seine Hände erstarren. Aber sein Lied lebt.

Zweiuunddreissig Jahre später steht ein einsamer Mann am Strand von Helgoland und schaut gen Osten übers Meer. Der Nordseewind wühlt in seinem langen Haar und zaust ihm den Bart. Es ist der Dichter und Sprachforscher Hoffmann von Fallersleben.



(Aufnahme: Löbrich.)

Hoffmann von Fallersleben
der Dichter des Deutschlandliedes

Wo weilen seine Gedanken? In Deutschland? Ach, was ist Deutschland? Ein zerrissenes, uneiniges Land, das seine Kräfte sinnlos vergeudet. Man müsste eine lodrende Fackel in diese Dämmerung hineinschleudern, denkt er. Nur Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand...

Worte und Gedanken drängen zueinander, wollen Form annehmen. In sich gekehrt, stapft der Einsame durch den Sand, wandert zurück in seine Behausung. Am Abend schreibt er es nieder, das dreistrophige Gedicht: »Deutschland, Deutschland über alles...«

Draussen brandet das Meer gegen die roten Felsen und gischtet über den Strand. Die Flut will kommen. Es ist der 26. August des Jahres 1841.

Die Schriften und Lieder, in denen der unerschrockene Mann für die deutsche Einheit eintritt, haben ein Disziplinarverfahren nach sich gezogen, das für den »Breslauer Professor Dr. August Heinrich Hoffmann, geburag aus Fallersleben in Hannover«, mit der Dienstentlassung ohne Pension endigte.

Damit ist der Dichter vogelfrei. Denn seine »politischen Vergehen« können ihn jeden Tag hinter Schloss und Riegel bringen. So kommt es, dass der Kämpfer für ein Vaterland unter den dreissig Ländern deutscher Zunge keine Heimat, kein Vaterland findet. Niemand will ihn haben. Er gilt als »gefährlicher« Deutscher. Und so wird er ein Ruheloser, Einsamer. Aber sein Mund schweigt nicht...

Erst 1848 ward Hoffmann von Fallersleben rehabilitiert.

Das Lied aber, das er schuf, das er schöpfte aus dem übervollen Born seines glühend-deutschen Herzens, — es nahm seinen Weg hinaus und bemächtigte sich der melodischen Flügel, die Altmeister Haydn drunten im fernen Wien einstens schuf. Weise und Worte vermählten sich, wuchsen zusammen, knüpften ein inniges Band herüber und hinüber, klangen aus jungen Soldatenkehlen in Not und Nacht,

hoben Menschen empor in schweren, in begnadeten und glücklichen Tagen und schmiedeten die deutschen Herzen aneinander:

Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält...

Das Lied des Deutschen.

Mal. Gott erhalte König der Kaiser.

*Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Nordsee bis an die Mittelsee,
Von der Elbe bis an den Rhein —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!*

*Deutschs Kerzen, deutschs Kerze,
deutschs Wein und deutschs Bier
Vollern in der Welt besondern
Glorie allen Spänerkern,
Und zu unserm Ziel begeistern
Vorfur' genügt Leben lang —
deutschs Kerzen, deutschs Kerze,
deutschs Wein und deutschs Bier!*

*Freiheit und Recht und Gerechtigkeit
für das deutsche Vaterland!
Alles was hoch und alle Standen
Brüderlich mit Herz und Hand!
Freiheit und Recht und Gerechtigkeit
für das deutsche Vaterland —
Wacht an und wach' einstimmig:
Gott erhalte unser Land!*

Originalhandschrift des Deutschlandliedes.
Die beiden letzten Zeilen des 3. Verses wurden später geändert in:

Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland.